

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 98. Bromberg, den 29. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit der kleinen schmucken Barkasse ging es mitten durch den fauchenden und klirrenden Arbeitstrubel, von Dampfer zu Dampfer, so weit sie der Gesellschaft ihres Onkels angehörten. Und auf den Schiffen selbst übernahm ein Kapitän ihre Führung, führte sie durch alle Räumlichkeiten, bis in die Tiefen des Maschinensaals und auf die Höhen der Kommandobrücke. An die Besichtigung der Schiffe schloß sich die Durchwanderung der großen Lagerschuppen, Bureaubetriebe.

Überall gab Inges Onkel Erklärungen und Hinweise. Die große bunte und reiche Welt tauchte wie ein ferner Traum vor ihr auf. Da standen sie an den riesigen Kistenbergen: Lampen für Indien: Kalkutta, Madras — weiter. Ölbohnen, Jute, Baumwolle — transozeanische Länder erstehen vor den Blicken. Amerika, China und immer wieder das geheimnisvolle Indien.

Aber hier ist keine Zeit für die romantischen Träume eines Weltenbummlers, hier gilt es die Erde einzufangen in den Bann der menschlichen Wirtschaft. Schiffe, Bahnen, Telegraph, riesige Kabel und immer wieder Schiffe. In den Bureaus weisen große Karten auf phantastische Fahrtrouten, die Namen der großen Dampferlinien hallen vor ihrem Ohr, und immer, wo ein wichtiger Handelsplatz, ein Knotenpunkt des Weltmarktverkehrs sich findet, da steht ein Name: England, leuchtet eine Farbe: Rot!

Die Stimme ihres Onkels wird schärfer, wenn er berichtet, wie dieses Volk die Erde in einen festen Ring geschlossen hat. Der Weg nach Indien: London, Gibraltar, Malta, Port Said, Suez, Aden und weiter, immer weiter, alles englisch. Der weitere Weg über das Kap: alles englische Stationen. Die Wege der Riesenkabel nach Indien, über das Festland, Deutschland, Rußland durchquerend, und der „eigene Weg", durch die Meere.

Und in der Stimme des Onkels schwingt eine widerwillige Anerkennung, man spürt es, wie er sich dagegen wehrt: Dreißig Millionen Quadratkilometer der Welt sind englisch, das Hundertfache des Mutterlandes. Das ist Wirtschaftspolitik! Kein englisches Schiff, und führe es bis China oder Japan, das nicht auf seinem Wege von englischen Handelsstationen, Kohlenplätzen und Schutzhäfen versorgt wird.

Sie steht vor der Karte und in ihrer Hand glimmt die englische Zigarette, und plötzlich entsinnt sie sich jenes Nachmittags, an dem sie mit Breuning in Swinemünde gegessen, und sie weiß nicht, wie ihr der Gedanke kommt. Aber ihre Unruhe vor all der großen Macht des Nordseenachbarn schwindet im Denken an den Freund— darf sie ihn Freund nennen? Und ihr kommt der Wunsch ihm zu schreiben.

Der Onkel reißt sie aus ihrem Sinnen.

„Wir dürfen nicht verzagen," sagt er gerade, „liegen wir auch jetzt am Boden, wir haben Männer, die uns wieder aufrichten werden, mit oder gegen den Willen der anderen."

Ja, denkt Inge, wir haben Männer, die Kraft und Können dazu haben.

Und am Abend schrieb sie dem Freunde einen Brief. Leicht und plaudernd begann sie, aber bald wurde sie ernster. Das Erlebnis des heutigen Tages, der Einblick in das große Geschehen auf dem Weltmarkt, das rang sich frei. Unbeabsichtigt zuerst begann sie zu wägen. Hier die kraftvolle, lebenswarme Welt — und dort die blasse Theorie, die dieses Leben in Formeln bannen wollte. Hatte sie richtig gewählt? Sie suchte das Leben — und sie fand Theorien. Theorien über Arbeit und Lohn, über Preis, Konjunktur, Bodenertrag, endlose Statistiken.

Sie hielt plötzlich inne. Die Erinnerung kam ihr an eine Erzählung ihres Vaters, und sie mußte sie niederschreiben:

„Wissen Sie, was Statistik ist? Natürlich wissen Sie es nicht, denn sonst wäre ich ja nicht in der Lage, Ihnen jetzt eine kleine Geschichte zu erzählen.

Mein Vater studierte vor langen Jahren in einer kleinen Universität, auch Volkswirtschaft. Sein Lieblingslehrer war einer von jenen Künstlern der Wissenschaft, die von den Kollegen wegen ihrer geistig freien Haltung nicht gern für voll angesehen werden. Und ausgerechnet dieser Professor erhielt von der Fakultät den Auftrag, über Statistik zu lesen. Wie immer war sein Hörsaal überfüllt. Kopfschüttelnd besah er sich die versammelte Menge, dann sagte er:

„Meine Herren! Aus Ihrem zahlreichen Erscheinen sehe ich, daß Sie alle nicht wissen, was Statistik ist. Ich will es Ihnen daher erklären: Ein Statistiker hatte einen Freund, einen Landwirt, der große Viehzucht betrieb. Die beiden gingen über Land und kamen an einer großen Schafherde vorbei. Wieviel weiße Schafe hast du, fragte der Statistiker. Etwa 250, antwortete der Freund. Und wieviel schwarze? fragte der Gelehrte weiter. Etwa ebensoviel, lautete die Antwort. Also hast du 500 graue Schafe, stellte der Statistiker fest. Erlaube mal, rief der Besitzer empört, ich habe nicht ein einziges graues Schaf. Das macht nichts, erwiderte der Statistiker, die Statistik beweist dir, daß du 500 graue Schafe besitzest. Sehen Sie, meine Herren, das ist Statistik. Wer sich das anhören will, der komme morgen wieder." — Der Schluß der Geschichte ist: Sie hatten alle verstanden und am nächsten Tage thronte der Professor in einsamer Herrlichkeit auf dem Katheder. Er ging dann zur Fakultät und meldete, daß die Vorlesung ausfallen müsse, weil niemand käme."

Sie überlas das Schreiben bis hierher noch einmal und spürte plötzlich mit leichtem Erschrecken, daß dieser Brief kein Brief mehr war, daß sie sich hier ihre Nöte von der Seele geschrieben hatte — und daß sie ihn gerichtet hatte an einen Menschen, den sie gerade einen Tag kannte.

Still verschloß sie das Schreiben. Nachdenklich sah sie dann vor sich hin, sie hatte wohl zu schroff gesehen. Und ein tiefer Unmut überfiel sie, daß sie schon wieder wankelmütig geworden war. Jetzt mußte sie bei der Stange bleiben. Der Anfang war wohl in jedem Beruf lang-

weilig und öde. Zähne zusammenbeißen und sich durchkämpfen. Nur Wissen gab heute die Möglichkeit, vorwärtszukommen, denn jedes Können setzte ein großes Wissen voraus.

Am nächsten Tag aber schrieb sie Breuning eine kurze Karte mit einem freundlichen Erinnerungsgruß . . .

*

Kurt Korrat lernte Englisch, lernte mit einer bei ihm völlig unerwarteten Verbissenheit. Jetzt sah man, daß der Besuch des Vaters doch bleibende Wirkung gehabt hatte, und hinzu kam das schlechte Gewissen. Denn trotz allen Fleißes erfüllte er doch sein gegebenes Versprechen nicht, sondern vertrödelte die Zeit weiter mit vielleicht ganz unfruchtbaren Dingen. Er mußte also bis Ende des Semesters glänzend Englisch gelernt haben, und so warf er sich auf diese Aufgabe, als sei sie die wesentlichste seines Lebens. Er sagte alle Verabredungen ab, war für niemand zu sprechen. Der Justizrat, bei dem er jetzt wohnte, ließ ihm freie Hand, und die gefürchtete Kontrolle blieb aus. Kurt konnte treiben und lassen, was er wollte — so schien es ihm wenigstens.

Er ahnte nicht, daß der Justizrat nach einem Monat einen Brief an Kurts Vater schrieb, in dem er von dem plötzlichen Fleiß Mitteilung machte. Tag für Tag saß er über seinen Lehrbriefen, es gab Tage, an denen er das Haus überhaupt nicht verließ. Aus seinem Zimmer aber drangen hin und wieder, besonders in der ersten Zeit, mißtönige Laute, langgezogene uaahs und ouhs, Versuche, die komplizierte Aussprachebezeichnung zu durchdringen.

Und dann war allen, am meisten Kurt selbst, unerwartet der Tag gekommen, an dem er die letzte Übungsaufgabe beendet hatte, an dem er aufatmend die Feder niederlegte. Was dieses Lehrbuch ihm geben konnte, hatte er gelernt, beherrschte er — jetzt war er reif für die eigentliche Aufgabe, für das „Leben der Pioniere".

An diesem Abend saß Kurt lange mit dem Justizrat zusammen, der zur Feier des Tages eine Flasche Wein gespendet hatte. Und am gleichen Abend noch ging eine fröhliche Nachricht des Justizrates an Doktor Korrat, der den Brief mit stiller Freude las und ihn dann leise und innerlich froh zu den übrigen Nachrichten legte — Nachrichten, deren jede die beste Botschaft für ihn enthielt, die es überhaupt geben konnte: der Sohn hatte arbeiten gelernt! Er hatte etwas nicht nur angefangen, sondern auch vollendet.

Kurt selbst aber setzte sich gleich am nächsten Morgen wieder an den Schreibtisch und begann die Übersetzung des Buches. Wieder verstrichen Tage, Wochen, manche neuen Schwierigkeiten ergaben sich — dann war auch das geschafft. Und froh begab er sich zu Werner, um ihm das Ergebnis mitzuteilen.

Werner Breuning war nach dem Examen nur kurze Zeit zu Hause gewesen, es hatte sich ihm gleich eine Gelegenheit geboten, als Assistent am Physiologischen Institut unterzukommen, mit der sicheren Aussicht auf eine baldige Dozentur. So war er nach wenigen Tagen wieder nach Berlin zurückgekehrt und hatte seine neue Stellung angetreten.

Kurt kam abends nach der Dienstzeit zu ihm und traf den Freund gerade beim Abendbrot.

„Ich bin fertig", sagte er nur statt jeder Begrüßung.

Werner sprang auf und streckte dem Freunde in froher Anerkennung die Hand hin.

„Ich gratuliere. Das ist fabelhaft, vor allem das Tempo, in dem du diese Arbeit geschafft hast! Hast du das Gesuchte denn gefunden?"

„Ich glaube ja", antwortete Kurt und setzte sich, „die Stelle klingt zwar etwas seltsam, aber ich glaube doch, auf der richtigen Fährte zu sein."

„Nun, laß hören."

„In dem Buche befindet sich unter zahlreichen Biographien auch eine kleine merkwürdige Geschichte, betitelt: „History of a Little Advertisement", die Geschichte einer kleinen Zeitungsanzeige. Und darin steht folgender Satz:" Er blätterte einen Augenblick, dann las er: „Ich kann demjenigen, der im Leben vorwärtskommen will, nur raten, daß er den Anfang damit macht, den Anzeigenteil seines Leibblattes zu studieren. Dort finden sich oft Wege, die er aus eigenem Denken nie gefunden hätte, Stellungen werden geboten, die ihm nie in den Sinn gekommen wären. Denn aus der unendlichen Fülle des Möglichen sind hier einige herausgegriffen — und bei ihnen greife du selbst zu."

„Wie kommst du gerade auf diese Stelle?" fragte Werner erstaunt.

„Sie ist die einzige, in der der Leser persönlich angesprochen wird, sie hebt sich also dadurch aus der Menge hervor. Außerdem betont sie ja wieder den Zusammenhang mit unserer ersten Schlüsselstelle. Ist es übrigens nicht sonderbar", fuhr er fort, „daß alle Schlüsselstellen immer irgend etwas mit Vorwärtskommen im Leben zu tun haben? Nie ist, wie man doch erwarten könnte, auf eine Erbschaft angespielt worden, immer nur auf den Erfolg im Leben."

Werner nickte.

„Ich habe auch schon darüber nachgedacht", meinte er dann, „aber ich wurde mir bald darüber klar, daß dein Onkel zu dieser Symbolik gegriffen hat, weil es ihm schwerfallen dürfte, so viele passende Stellen über Erbschaften zusammenzufinden. Aber wir müssen jetzt weiter denken. Was soll nun geschehen?"

„Da die Stelle von einem Leibblatt spricht, halte ich es für naheliegend, Onkel Germanns Leibblatt zu kontrollieren", sagte Kurt.

„Richtig. Wir müssen doch schließen: Es wird sich sicherlich um eine ganz bestimmte Anzeige handeln, die auffällig genug für uns ist, nicht wahr?"

„Unbedingt", erwiderte Kurt, „und — ich nehme an, die Anzeige wird in regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder erscheinen. Der Zeitpunkt unserer Ankunft an dieser Station ließ sich beim besten Willen nicht vorherbestimmen."

Aber Kurt hatte sich in dieser Schlußfolgerung getäuscht. An dem gleichen Tage, als er dem Justizrat freudig Mitteilung gemacht hatte, daß er das Buch beendet habe, hatte jener nach seinem Weggange in den Geldschrank gegriffen und ein Paket hervorgezogen. Da fand sich ein Brief mit der Aufschrift: „Zu öffnen, wenn mein Neffe das englische Buch übersetzt haben sollte." In diesem Briefe lag die Anzeige für den „Weltboten" . . .

So kam es, daß die Freunde aufs äußerste überrascht waren, als bereits am nächsten Morgen ihr Suchen ein Ziel fand. Unter den Stellenangeboten fanden sie folgende Anzeige:

„Sie suchen den fehlenden Schlüssel? Melden Sie sich unter W. P. 1258 f. Geschäftsstelle dieses Blattes."

„Na, wenn das nicht unsere Anzeige ist" rief Werner aus, „dann lasse ich mich braten."

Am selben Tage noch ging der Brief unter der Chiffre an die Geschäftsstelle der „Weltpost".

Zwei Tage später erschien Kurt mit der Antwort bei Werner. Sie lautete:

„Kommen Sie morgen um 10 Uhr. Görber-Werke. Melden Sie sich bei Generaldirektor Görbler.

Kurt sah Werner erwartungsvoll an, aber auch der konnte nur kopfschüttelnd zurückblicken. Was war das nur wieder. Görbler-Werke? Das war eine Zentrale der deutschen chemischen Industrie, ein Werk von riesigen Ausmaßen — und da sollte Kurt? Wieder schüttelte Werner den Kopf. Und ausgerechnet bei dem Allmächtigen selbst sollte er sich melden? Eine tiefe Hochachtung vor den weitreichenden Verbindungen Doktor Germanns stieg in ihm auf.

„Du wirst hingehen?" fragte er dann den Freund.

„Selbstverständlich. Ich mache jetzt alles mit. Irgendwie muß die ganze phantastische Geschichte ja einmal enden. Also sehen wir zu."

Werner nickte.

„Es ist zwar ein Sturz ins Ungewisse", meinte er dann, „aber das bleibt immer reizvoll. Schließlich, irgendwo muß es ja einmal aufhören. Und die Spannung bleibt. Auf mich kannst du jedenfalls fest rechnen."

Am nächsten Morgen warf sich Kurt in seinen besten dunklen Anzug und fuhr hinaus zu den Görbler-Werken. Wie eine moderne Zwingburg ragte das riesige Verwaltungsgebäude der weit verstreuten Werke schon von ferne auf, fünf große Blöcke, durch Zwischenflügel zu einem leichten Oval angeordnet, jeder von ihnen zehn Stockwerke hoch. Düster, drohend, ohne jede gefällige Linienführung, wirkend nur durch die unerhört sachliche Wucht des Ganzen.

Im Vorraum wurde Kurt von einem Portier empfangen, der ihn auf das Schreiben hin aber sofort durchließ. Schweigend wies er auf die vorbeifahrenden Paternosteraufzüge.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus „Zum blauen Drachen."

Skizze von Walter Anatole Persich.

Hochgeschweift reckt sich das Dach in die laue Nacht des Ostens. Im heißen Winde pendelt eine Papierlaterne, die den Durchgang nur so wenig erhellt, daß man immer in eine Pfütze voll Unrat tritt — und diesem freundlichen Ort gegenüber schwankt die gelbe Laterne mit dem blauen Drachen.

Sie kommen alle hierher, denn Jack Dry, wie er sich nennt, ist ein Weißer, zu dem Europäer und Amerikaner Vertrauen hegen, und auch Chinesen sprechen mit ihm, denn im Gesicht trägt er die reglose Schweigsamkeit des Asiaten.

Jack Dry, der Wirt des „Blauen Drachen", erzählt jedem, der es wissen will, er sei Leichtmatrose und nichts anderes gewesen; in einer einzigen Nacht habe er einem spleenigen Yankee im Spiel das ganze Geld für dieses Loch abgenommen. Wäre er mit dem „Fang" nach Europa gefahren, nicht einen Cent von den schönen Dollars hätte er gelandet! Wenn er dann das Glas ansetzt, schließt er für Minuten die Augen und mag einen den ganzen Abend nicht mehr ansehen.

Wer die Freundschaft der Chinesen gewonnen hat, erfährt mancherlei. Wissen sie endlich, daß niemand das Vertrauen durchbrechen kann, dann löst sich ihre Zunge. Daher weiß ich die Geschichte Jack Drys richtig zu erzählen. Dieses ist sie:

Percy Hopkins hatte nach dem Ableben seines reichen Onkels nichts Eiligeres zu tun, als eine Weltreise anzutreten. Auf vieles Bitten führte ihn ein Seeoffizier in das abgründige Schanghai. Die beiden Europäer betraten an jenem Abend die Teestube „Zum blauen Drachen", und nachher konnte Percy nichts davon abbringen, den Luxusdampfer um einen Fahrgast erleichtert seinen weiteren Zielen zusteuern zu lassen. Percy hatte sich während des Abends zu einem leicht denkbaren Zweck aus dem Vorraum hinaus begeben. Der chinesische Wirt führte ihn durch einen halbfinsteren Gang und eilte in die Gaststube zurück.

Der Engländer sah sich allein und begab sich auf einen Streifzug durch das Haus. Er geriet an eine Bambustür — blickte in das Zimmer — winzige Papierlämpchen erhellten es — in der Mitte auf einem Lager fand er eine zierliche Chinesin. Endlich schlich er zurück, und in der beginnenden Schweigsamkeit der Nacht, deren Phantastik das flüchtige Bild noch märchenhafter machte, warf er sich im Kabinenbett umher.

Cheong Ling, der Vater der Schönen, war unbedingter Chinese. Als der reiche Engländer Abend für Abend sein Gasthaus beehrte, als Cheong Ling Preise von jeder Höhe fordern konnte, ohne auf den leisesten Widerstand zu stoßen, begriff er.

Percy schob es natürlich seinem Glück zu ‚als er mitten am Tage unbeobachtet — der Chinese hatte eine große Zahl von Gästen zu bedienen — abermals in das geheimnisvolle Zimmer vordringen konnte und auf das liebenswürdigste von der Chinesin empfangen wurde. Sie saß im rotseidenen Kimono inmitten kleiner Musikinstrumente und sang leise vor sich hin. Seiner Anrede antwortete sie in gebrochenem Englisch, jenes eigentümlich hinreißende Lächeln der Mongolin um die mandelförmigen Augen . . .

In den erschlichenen Minuten des oftmaligen Beisammenseins erfuhr Percy, Cheong Ling werde seine Tochter nur einem Chinesen zur Frau geben. Sie selbst schien verzweifelt und küßte seine Augen. „Alle Götter, ja, selbst die Geister der Verstorbenen üben Rache an der ungehorsamen Tochter."

Der junge Hopkins versprach, sie mit dem nächsten Schiff nach Europa zu bringen, sie möge heute nacht bereit sein, mit ihm zu fliehen. Die „Aprikosenblüte" weigerte sich. Percy erwog bereits, sie mit Gewalt zu holen, aber nun schien Cheong Ling Verdacht gegen den Europäer zu haben, er begleitete ihn auf Schritt und Tritt in den Gängen seines Hauses — und wenn zwanzig Gäste nach Bedienung schrien!

Gegen Mitternacht eines dieser aufreibenden Tage zwang Hopkins den Vater zur Aussprache. Endlich erklärte der, einem Fremden nur unter Bedingungen die Tochter überlassen zu wollen. Als Percy nach Stunden in der Dämmerung des östlichen Morgens die Spelunke verließ, hatte er eingewilligt, alle Wünsche des Chinesen zu erfüllen.

Cheong Ling bekam durch einen chinesischen Bankier gute Auskunft, dann mußte Percy sich naturalisieren lassen, was nur mittels hoher Bestechungen möglich war. — Hier sei ein Paß des Matrosen Jack Dry, geboren von einer englischen Dame in Schanghai. — Mit Hilfe dieses Papiers führte man die Naturalisierung durch. Dann mußte sich Percy verpflichten, das Haus für sein gesamtes Vermögen zu kaufen. Das Geld falle ihm beim Tode Cheong Lings ja wieder zu. So glaube Ling, allem gerecht werden zu können. Er denke nicht daran, mit einem dem Gesetze nach englischen Staatsangehörigen überhaupt ein Abkommen zu treffen . . .

So begann es. Die Bank von England überwies in Percys Auftrag das Geld auf Konto Cheong Ling, und Jack Dry, nun chinesischer Untertan, übergab nach Verlauf einer Woche seinem Schwiegervater das restliche Geld, erhielt eine chinesische Quittung über den Betrag von dreizehntausendvierhundert Pfund als Kaufsumme für die Teestube „Zum blauen Drachen", die mit dem morgigen Tage in seinen Besitz übergehe, speiste am Abend in der Gesellschaft des Schwiegervaters und vermochte in seiner Freude über die morgige Hochzeit kaum zu schlafen.

In der Frühe stand er vor dem „Blauen Drachen". Der stumme Diener Cheong Lings öffnete. Auf den Straßen begann das Treiben des Tages . . . noch ließen Vater und Tochter sich nicht blicken. Schließlich gab Dry dem Diener den Auftrag, die Gaststube zu überwachen; er selbst kletterte in die hinteren Räume, um seine Braut zu suchen.

Aber im Zimmer der „Aprikosenblüte" fand er nur hastige Unordnung! Schreiend wie ein Tier rannte er durch die verlassenen Räume; darum also gab man ihm nur eine Quittung für das wertlose Haus ‚das er mit einem Vermögen bezahlt hatte, darum also verlangte man die Naturalisierung — die englische Regierung sollte nicht nur machtlos sein, sondern wegen seiner gefälschten Papiere auch jede Hilfeleistung ablehnen! Rechtlos, mittellos durch seine vertrauensselige Dummheit! Er schlug in Stücke, was unter seine Hände geriet, er warf den Stummen auf die Gasse, daß er blutüberströmt — und doch schien es, grinsend — davon hinkte. Sein Brüllen klang wie Lachen, sein Lachen wie Brüllen, und spät, als über seiner schaukelnden Lampe vor dem Hause die Sternbilder sichtbar wurden, als die Gäste vergeblich an der verriegelten Bambustür rüttelten, will man hinter Papierfenstern das wimmernde Weinen eines Kindes gehört haben. Andere sagen, es müsse ein Mann gewesen sein. — — —

Wenn Jack Dry den Tee reicht, zuckt etwas um seiner Mund. Vielleicht lacht er im stillen über einen Seemannswitz?

Das Temperament im Lichte moderner Forschung.

Von Professor Dr. M. H. Baege-Jena.

Die altbekannte Einteilung der menschlichen Temperamente in vier Grundformen stammt von Hippokrates, dem berühmtesten Arzt des Altertums, der von 460 bis 377 v. Chr. lebte. Er lehrte, daß der menschliche Körper aus den vier Hauptsäften — Blut, Schleim, schwarzer Galle und gelber Galle — gemischt sei, und je nach dem Vorherrschen eines dieser Säfte im Körper unterschied er nun vier Temperamente, nämlich: 1. das sanguinische Temperament (Blut vorherrschend), 2. das phlegmatische Temperament (Schleim vorherrschend), 3. das melancholische Temperament (schwarze Galle vorherrschend), 4. das cholerische Temperament (gelbe Galle vorherrschend). Diese Einteilung erhielt sich bis in unsere Tage.

Die moderne Forschung bringt das Temperament mit der Konstitution des Menschen, d. h. mit der ererbten Gesamtbeschaffenheit seines Körpers, wie sie in seinen be-

sonderen anatomischen, physiologischen, biochemischen und evolutiven Eigenschaften gegeben ist, in einen funktionalen Zusammenhang. Sie sieht im Temperament den psychischen Ausdruck des physiologisch bedingten Lebensgefühls, der dem Organismus innewohnenden Lebenskraft. Diese Lebensenergie ist nun durch die Höhe der in der Anlage des Organismus festgelegten Kraft- oder Energiespannung bestimmt, den sogenannten Biotonus, der letzten Endes durch die Schnelligkeit und Güte des Stoffwechsels bestimmt wird. Je schneller und ergiebiger sich der Stoffwechsel im Körper vollzieht, desto stärker sind auch die Energiespannungen und desto erhöhter und beschleunigter die Lebensfunktionen. Der Biotonus ist bei den verschiedenen Menschen verschieden, bei jedem einzelnen aber von Geburt an festgelegt. Äußere Einflüsse, wie z. B. Überanstrengung und Übermüdung, können ihn nur vorübergehend aus dem Gleichgewicht bringen.

Das Zustandekommen des Biotonus erklärt man sich folgendermaßen: Im Körper bestehen zwei große Organdrüsensysteme. Sie werden in ihrer Funktion reguliert von zwei einander entgegengesetzt wirkenden, ständig ein bestimmtes, für jeden Körper typisches Gleichgewicht erstrebenden Zentren im vegetativen Zentralnervensystem, von denen das eine stoffwechselfördernd, das andere stoffwechselhemmend wirkt. Von diesen beiden Zentren gehen fortgesetzt Anreize aus, welche die beiden Organdrüsengruppen so beeinflussen, daß sie durch Abgabe von Absonderungen an das Blut den Stoffwechsel ständig in bestimmten Bahnen halten und dem Körper auf solche Weise einen ganz bestimmten Spannungszustand an Lebenskraft, eben den sogenannten Biotonus, vermitteln.

Psychisch (subjektiv) erleben wir nun diesen Biotonus als Lebensgefühl. Dieses gibt den Stimmungsuntergrund ab, auf dem sich das ganze übrige Seelenleben aufbaut. Es ist jenes Wohlbehagen, welches das gute Funktionieren sämtlicher Organsysteme hervorzurufen pflegt. Dieser Einfluß des Lebensgefühls vollzieht sich nun in ganz bestimmter Weise. Es setzt das Tempo und die Stärke, also die Quantität, der Lebensfunktionen fest. Auf deren Qualität hat es keine Einwirkung. Es läßt nur bald diese, bald jene charakteristische Seite der psychischen Qualitäten durch Veränderung ihres Tempos und ihrer Intensität deutlicher hervortreten. Wir sind unter seinem Einflusse aufmerksamer, konzentrationsfähiger, können schneller denken, leichter assoziieren, fühlen uns entschlußkräftiger, schaffensfreudiger.

Unter Temperament wird also heute jener auf den Biotonus zurückzuführende Faktor unseres Seelenlebens verstanden, der sich in der Steigerungs- und Senkungsmöglichkeit der Stärke und des Tempos unserer Verhaltungsweisen zeigt und sich immer mit einer Tönung der Lebensgefühle verknüpft. Es ist, mit anderen Worten, die für einen Menschen aus seiner Konstitution sich ergebende typische (subjektive) Grundfärbung seiner Erlebnisse und Verhaltungsweisen.

Das Temperament ist erbbiologisch festgelegt; es bleibt unveränderlich, weil es auf der angeborenen Konstitution beruht. Es läßt sich also weder durch die Umwelt noch durch Erziehung beeinflussen. Nur Veränderungen in der Konstitution selbst, im Biochemismus des Stoffwechsels, vermögen das Temperament zu verändern. Temperamentsänderungen treten deshalb bei schweren Stoffwechselerkrankungen auf, z. B. bei Erkrankungen im Eiweiß-, Zucker- und Fettstoffwechsel. Lebensfreudige, sanguinische Menschen werden nach solcher Erkrankung melancholisch, ja apathisch. Gestörter Gaswechsel hingegen macht schwer Lungenkranke im letzten Stadium zu heiteren und hoffnungsfreudigen Sanguinikern. Die moderne Wissenschaft ist gerade im Begriff, diese Zusammenhänge noch genauer zu erforschen.

Dem Umstande entsprechend, daß der Biotonus bald straff und bald schlaff sein kann, lassen sich zwei Endpole für das Temperament festlegen. Der eine ist das sanguinische Temperament. Es beruht auf einem straffen Biotonus, den man auf die Vorherrschaft stoffwechselfördernder Prozesse zurückführt. Er beschleunigt das psychische Tempo und steigert die psychischen Vorgänge an Intensität. Meist ist das sanguinische Temperament mit lustbetonten Lebensgefühlen und einem heiteren Stimmungshintergrunde verbunden. Kurz, es kennzeichnet sich durch ständige Lebensfreude und ständigen Lebenselan. Überschreitet diese Funktionssteigerung eine bestimmte Grenze, so führt sie zur Krankheitsform der Manie, d. h. zu einem dauernden Erregungszustand, der sich bis zur Tobsucht steigern kann. Der andere Pol ist das melancholische oder depressive Temperament mit schlaffem Biotonus, mit einer das psychische Tempo und die psychische Intensität senkenden Wirkung und meist mit unlustbetonten Lebensgefühlen und einem düsteren Stimmungshintergrunde verbunden. Es kennzeichnet sich durch Beständigkeit des Lebensernstes und dauernden Mangel an Schwungkraft. Überschreitet diese Funktionsminderung eine bestimmte Grenze, so führt sie zur Krankheitsform der Melancholie, zu dauernder Schwermut.

Zwischen diesen beiden Polen liegen alle nur denkbaren Mischungen von beiden Temperamenten. Die mittlere Zwischenstufe ist das sogenannte normale Temperament mit durchschnittlichem Biotonus und weder besonders gehemmter noch besonders geförderter Intensität der psychischen Vorgänge, also ohne besondere Hervorkehrung der Lebensgefühle und ohne besonders gefärbten Stimmungshintergrund.

Was man früher als phlegmatisches und cholerisches Temperament bezeichnete, wird heute nicht mehr zu den Temperamenten gezählt, sondern, da es sich dabei um auf Außenwelteinflüsse eingestellte (sogenannte reaktive) Eigenschaften handelt, als Charaktereigenschaften angesehen.





* **Die Räuber als Entkleidungskünstler.** Ein Streich von seltener Unverschämtheit ist unlängst von Räubern am hellichten Tage in einer stark besuchten Newyorker Konditorei am Fort Hamilton Parkway ausgeführt worden. In diesem Lokal erschienen am Nachmittag mehrere „Räuber", die zunächst die Gäste zwangen, sich mit erhobenen Händen an die Wand zu stellen und sie dann gründlich ausplünderten. Nachdem sie den Besuchern Geld und Wertsachen abgenommen hatten, rief der Anführer den Herren zu: „Nun zieht schnell eure Anzüge aus, sonst fliegen blaue Bohnen!" Angesichts der drohenden sechs Revolvermündungen blieb den Gästen auch nichts anderes übrig, als der Aufforderung der Räuber zu entsprechen. Ein Räuber ging dann durch das Lokal und sammelte sämtliche Anzüge ein, die er einpackte. Dann wandte sich der Anführer an die Damen mit dem Befehl, sofort ihre Mäntel und Kleider abzulegen. Nachdem auch die kostbare Damengarderobe eingepackt worden war, verließen die Räuber das Lokal, das sie sorgfältig abschlossen. Erst jetzt konnte der Besitzer der Konditorei, der gleichfalls seinen Anzug hatte abgeben müssen, die Polizei durch einen Knaben benachrichtigen. Nun konnte auch die von den Räubern abgeschnittene Fernsprechleitung wiederhergestellt werden, so daß die in Unterkleidung dasitzenden Gäste sich neue Garderobe bringen lassen konnten.

* **Das Begräbnis in der Themse.** Einem seltenen Schauspiel wohnte kürzlich am Themseufer in der Nähe von London eine zahlreiche Zuschauermenge bei, die sich dort angesammelt hatte, um die Übungen zum berühmten Bootsrennen zwischen den Mannschaften der Universitäten Oxford und Cambridge zu beobachten. Ein Kraftwagen hielt am Ufer, und ihm entstiegen drei Inder in Nationaltracht. Einer von ihnen trug eine Aschenurne im Arm. Die drei Exoten — es handelte sich um Angehörige des Sikhstammes — gingen, ohne auf die gaffende Menge zu achten, auf einen Bootsmann zu und forderten ihn auf, sie auf den Fluß hinaus zu rudern: „Wir müssen dem Gebot unserer Religion folgen und die Asche der Frau unseres Landsmannes hier bestatten." Mitten auf der Themse ließen die Inder halten und versenkten die irdischen Überreste der fern von der Heimat Gestorbenen unter dem andachtsvollen Schweigen der Menge in den Fluß. Obwohl eine derartige Handlungsweise den englischen Gesetzen widerspricht, ließen doch die Behörden die Beisetzung ungestört vor sich gehen. In England vermeidet man ja heute alles, was die doppelt empfindlich gewordenen Inder irgendwie reizen könnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.